

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Saul Bellow**

**Die Abenteuer des Augie March**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

## EINS

**I**ch bin Amerikaner, geboren in Chicago – dem düsteren Chicago –, habe mir selbst beigebracht, wie man die Dinge in die Hand nimmt, nämlich unkonventionell, und werde auch auf meine Art Erfolg haben: Als Erster klopfte ich an, und als Erster trete ich ein. Manchmal ist das Anklopfen harmlos, manchmal weniger harmlos; doch wie Heraklit sagt, ist der Charakter eines Menschen sein Schicksal, und die Art des Anklopfens kann man nicht vertuschen, weder durch eine gedämpfte Tür noch indem man sich Handschuhe überstreift. Das Verdrängen von Charakterzügen hat etwas Gewaltames, wie man weiß; unterdrückt man eine Eigenart, unterdrückt man zwangsläufig auch die nächste.

Meine Eltern waren nicht so wichtig für mich, aber meine Mutter lag mir am Herzen. Sie war einfältig, und was ich von ihr lernte, brachte sie mir vor allem durch Anschauungsunterricht bei. Sie konnte uns nicht viel mit auf den Weg geben, die arme Frau. Meine Brüder und ich, wir liebten sie. Damit spreche ich für beide; für den älteren kann ich das guten Gewissens tun. Was den jüngeren angeht, Georgie, so bleibt ein gewisser Zweifel – er war von Geburt an geistig behindert –, doch ich dürfte trotzdem nicht ganz falschliegen, denn wenn er mit seinen stolpernden, schleifenden Schritten hinten auf dem Hof am Maschendrahtzaun entlangtrabte, stimmte er immer einen Singsang an:

*Georgie Mahchy, Augie, Simey,  
Winnie Mahchy tun alle, alle lieb haben Mama.*

Das traf auf alle zu, nur nicht auf Winnie, Oma Lauschs Puddel, einen schnaufenden, alten, unglaublich fetten Kläffer. Mama war nicht nur die Magd von Oma Lausch, sondern auch die von Winnie, die japsend und fuzzend neben dem Stuhl der alten Frau auf einem Kissen lag, bestickt mit einem Berber, der mit der Flinte auf einen Löwen anlegte. Der Hund war Omas Privateigentum, gehörte in ihren Teil der Wohnung, und wir waren die Untertanen, vor allem Mama. Mama reichte Oma das Futter, und die alte Frau setzte die Mahlzeit eigenhändig der zu ihren Füßen hockenden Winnie vor. Omas Füße und Hände waren klein; ihre Beine steckten in knittrigem Florzeug, und ihre Puschchen waren grau – ah, dieser graue Filz, ein Grau, mit dem man Seelen knechtet – mit rosa Schleifchen. Mama hatte große Füße, und im Haus trug sie Männerschuhe, meist ohne Schnürbänder, und eine Haube, die an einen Staubwedel oder eine aberwitzige Baumwollskulptur des Gehirns erinnerte. Mama, schmal und demütig, hatte die gleichen sanften, grünen Kulleraugen wie Georgie, und ihr langes Gesicht sah stets frisch und rosig aus. Ihre Hände waren von der Arbeit gerötet, ihr fehlten fast alle Zähne – sie hatte so manchen Schlag einstecken müssen –, und sie und Simon trugen die gleichen, zerfransenden Strickjacken. Mama hatte nicht nur Kulleraugen, sondern auch eine kugelrunde Brille, die sie mit meiner Hilfe im Armenspital in der Harrison Street bekommen hatte, wo es alles umsonst gab. Oma Lausch hatte mir vorher Anweisungen gegeben, damit ich wusste, welche Lügen ich dort auftischen musste. Inzwischen weiß ich, dass diese Lügen eigentlich überflüssig waren, aber damals hielt sie jeder für unerlässlich, ganz besonders Oma Lausch, einer jener Nebenstraßen- und Nachbarschafts-Machiavellis, von denen es in meiner Jugend nur so wimmelte. Gut zugedeckt unter dem Feder-

bett in ihrem kleinen, klammen Zimmer liegend, hatte sie sich alles rechtzeitig vor unserem Aufbruch zurechtgelegt, stundenlang darüber nachgedacht und an den passenden Formulierungen gefeilt, und beim Frühstück wies sie mich dann ein. Sie setzte voraus, dass Mama nicht pfiffig genug war, um die Sache zu deichseln. Dass man vielleicht gar nicht pfiffig sein musste, fiel uns nicht ein, denn für uns war es eine Art Wettstreit. Im Armenspital würde man fragen, warum die Fürsorge die Brille nicht bezahlte. Daher durfte ich die Fürsorge mit keinem Wort erwähnen, sondern musste erzählen, dass mein Vater uns in unregelmäßigen Abständen Geld schickte und dass Mama gelegentlich Untermieter aufnahm. Wenn man gewisse, unbestreitbare Tatsachen außer Acht ließ, entsprach dies auf eine recht gewagte und gesuchte Art durchaus der Wahrheit. Für das Spital reichte diese Art von Wahrheit jedenfalls aus, was ich als Neunjähriger durchaus erfasste. Besser als mein Bruder Simon, der zu beschränkt für solche Finten war und aus Büchern außerdem irgendwelche Ehrvorstellungen englischer Schuljungen aufgeschnappt hatte. *Tom Browns Schulzeit* übte einen starken Einfluss auf ihn aus, den wir uns eigentlich gar nicht leisten konnten.

Simon war blond, hatte ausgeprägte Wangenknochen, große graue Augen und die Arme eines Kricketspielers – was rein bildlich gemeint ist, denn wir spielten immer nur Softball. Trotz seiner britischen Art hegte er allerdings einen patriotischen Groll gegen George III. Damals musste die Schule auf Wunsch des Bürgermeisters Geschichtsbücher anschaffen, die schärfer mit dem König ins Gericht gingen, und Simon war ziemlich sauer auf Cornwallis. Ich bewunderte seinen patriotischen Eifer, seine brennende, fast persönliche Wut auf den General und seine Befriedigung über dessen Kapitulation in Yorktown, die ihn oft überkam, wenn wir mittags unsere Bologneser-Sandwichs aßen. Oma verspeiste mittags meist ein Stück Suppenhuhn, und manchmal gab es für den stoppelhaarigen kleinen Georgie

den Magen, eines seiner Leibgerichte, auf das er nicht etwa pustete, damit das zerfurchte Ding abkühlte, sondern weil er es so sehr mochte. Simons kriegerischer Stolz auf Treue und Ehre disqualifizierte ihn allerdings für die delikate Aufgabe, die im Armenspital bewältigt werden musste; zu lügen fand er unter seiner Würde, und vermutlich hätte er lieber alle verraten. Doch auf mich konnte man zählen, weil mir die Sache Spaß machte. Ich dachte gern strategisch. Außerdem hatte ich meine Leidenschaften, genau wie Oma Lausch oder Simon, obwohl ich fand, dass Cornwallis nicht unbedingt der beste Gegenstand dafür war. Was nun den Wahrheitsgehalt der Erklärungen betraf, die ich abgeben sollte – tja, wir hatten tatsächlich eine Untermieterin. Denn Oma Lausch gehörte nicht zu unserer Familie. Sie wurde von ihren zwei Söhnen unterstützt, die in Cincinnati und in Racine, Wisconsin, lebten und deren Frauen keinen Wert auf die Anwesenheit ihrer Schwiegermutter legten. Diese, die Witwe eines mächtigen Geschäftsmanns aus Odessa – er thronte gottgleich über uns, glatzköpfig und backenbärtig, mit fettem Zinken, mächtig zugeknöpft und gut gerüstet mit Cutaway und zweireihiger Weste (sein bläuliches Foto, vergrößert und retuschiert von Mr. Lulow und verdoppelt im Glas des mannshohen Spiegels mit den Portikosäulen, hing im Wohnzimmer über dem Ofen, der den Körper nach unten hin gleichsam vervollständigte) –, Oma also zog es vor, bei uns zu leben, weil sie so lange daran gewöhnt gewesen war, einen Haushalt zu führen, zu kommandieren, zu regieren, zu organisieren, zu bestimmen, zu planen und in all den Sprachen zu intrigieren, die sie beherrschte. Von Deutsch und Französisch abgesehen, sprach sie nach eigenem Bekunden Russisch, Polnisch und Jiddisch, und wer außer Mr. Lulow, dem Retuschierkünstler aus der Division Street, hätte ihr Französisch auf die Probe stellen können? Auch er war ein fröhlicher Schwindler, dieser galante Tee-trinker mit den aufgesetzt feinen Manieren. Nur dass er früher in Paris Droschkenkutscher gewesen war und außer

Französisch daher möglicherweise noch andere Dinge beherrschte, zum Beispiel mit einem Stift lustige Weisen auf den Zähnen zu spielen oder zu singen und dazu im Takt mit einer Handvoll Kleingeld zu klimpern, indem er den Daumen auf den Tisch schnellen ließ, oder Schach zu spielen. Immer vorausgesetzt, dass er nicht log.

Egal ob Schach oder Klaberjass, Oma Lausch spielte wie Timur, mit einer katzenhaft fauchenden Härte und einem grellen Goldglanz in den Augen. Klaberjass spielte sie mit einem unserer Nachbarn, Mr. Kreindl, der ihr das Spiel auch beigebracht hatte. Massig, fettbäuchig und wurstfingrig wie er war, drosch er mit seinen schweren Händen auf den Tisch, schmiss seine Karten hin und rief: »*Shtoch! Yasch! Menél! Klaberjass!*« Oma beäugte ihn hämisch. Wenn er gegangen war, sagte sie oft: »Wenn du einen Ungarn zum Freund hast, brauchst du keinen Feind mehr.« Aber Mr. Kreindl wirkte gar nicht feindlich. Und wenn er bedrohlich klang, dann nur, weil er manchmal brüllte wie ein Unteroffizier beim Drill. In der Ära Österreich-Ungarns war er Rekrut gewesen, und er hatte immer noch etwas Soldatisches: einen vom Schieben der Geschütze gestählten Stiernacken, das wettergegerbte Gesicht eines Kriegsveteranen, Zähne mit Goldkronen und einen unerhört bisskräftigen Kiefer, grüne Schielaugen und samtiges, kurzgeschorenes Haar. Insgesamt erinnerte er an Napoleon. Seine Hacken standen schräg aneinander, was dem Ideal Friedrichs des Großen entsprach, doch für die »Langen Kerls« war er einen Kopf zu klein. Er strahlte eine kernige Unabhängigkeit aus. Er und seine Frau – den Nachbarn gegenüber still und duckmäusig, zu Hause aber eine schreckliche Keifziege – und sein Sohn, ein Student der Zahnmedizin, wohnten vorn im Haus im sogenannten Souterrain. Kotzie, der Sohn, arbeitete abends im Drugstore an der Ecke und besuchte die mit dem County Hospital verbundene Uni. Er war es auch gewesen, der Oma vom kostenfreien Armenspital erzählt hatte. Besser gesagt: Die alte Frau hatte ihn

herbeigepfiffen, um zu erfahren, was bei Staat und County abzustauben war. Sie pfiff ständig die Leute herbei, den Schlachter, den Gemüsehändler oder den fliegenden Obsthändler, und empfing sie dann in der Küche, um ihnen zu erklären, warum man der Familie March Nachlass gewähren müsse. Mama hatte meist stumm danebenzustehen. Die alte Frau verkündete stets: »Sie sehen ja, was Sache ist – da brauche ich wohl keine Worte mehr zu verlieren. Kein Mann im Haus, aber Kinder, die großgezogen werden müssen.« Das war ihr häufigstes Argument. Wenn Lubin, der Sozialarbeiter, wieder einmal in der Küche saß, eine vertraute Gestalt mit Glatze, goldenem Brillengestell, gemütlichem Schmerbauch und geduldigem Lächeln, giftete sie ihn an: »Können Sie mir verraten, wie man die Kinder großziehen soll?« Lubin hörte zu und versuchte, die Ruhe zu bewahren, aber man merkte ihm an, dass er langsam Ameisen im Hintern bekam. »Nun, meine Teuerste, Mrs. March könnte ja Ihre Miete erhöhen«, sagte er entschieden. Was Oma – die uns manchmal hinausickte, um allein mit ihm zu reden – vermutlich zu der Erwiderung veranlasste: »Wissen Sie denn, wie es ohne mich hier aussehen würde? Sie sollten dankbar dafür sein, wie ich den Laden zusammenhalte.« Ich bin mir sicher, dass sie sogar sagte: »Und wenn ich einmal nicht mehr bin, Mr. Lubin, dann werden Sie hier einiges an der Hacke haben.« Da bin ich mir hundertprozentig sicher. Um ihre Herrschaft nicht zu gefährden, deutete sie uns gegenüber nie an, dass diese irgendwann enden könnte. Solche Worte hätten uns tatsächlich tief verunsichert, und sie, die uns auf wundersame Weise durchschaute und unsere Gedanken lesen zu können schien, wusste, wie betroffen wir gewesen wären. Sie war ein Souverän, der genau wusste, wie viel Liebe, Achtung und Angst die Macht seinen Untertanen einflößte. Lubin gegenüber dürfte sie es aber erwähnt haben, einerseits aus taktischen Gründen und andererseits, weil sie Gefühlen, die sie auf jeden Fall hatte, Ausdruck verleihen musste. Er

wiederum legte ihr gegenüber eine gequälte Geduld à la »Erlöse mich von solchen Fällen« an den Tag, versuchte aber, sich als Herr der Lage zu geben. Er klemmte sich die Melone zwischen die Oberschenkel (seine Anzüge mit Hosen, die stets Hochwasser hatten, enthüllten weiße Socken und schwarze, zerknautschte und vorne durch die Zehen ausgebeulte Bulldog-Schuhe) und starrte in den Hut, als würde er sich fragen, ob es weise wäre, den Ameisen in seinem Hintern freien Lauf zu lassen.

»Ich zahle das, was ich mir leisten kann«, sagte Oma Lausch immer.

Sie zog das Zigarettenetui unter ihrem Tuch hervor, schnitt eine Murad-Zigarette mit der Nähscchere durch und steckte eine Hälfte in ihre Spitze. Damals rauchten Frauen eigentlich noch nicht, außer man war eine Intellektuelle – und als solche sah sich Oma Lausch. Mit der Spitze zwischen ihren dunklen, schmalen Kiefern, zwischen denen sie all ihre Bosheiten, Arglistigkeiten und Kommandos hervorstieß, hatte sie ihre besten strategischen Inspirationen. Sie war so zerknittert wie eine alte Papiertüte, eine AutokratIn, beinhart und jesuitisch, eine bussardhafte Bolschewikin. Ihre kleinen FüÙe in den grauen, mit Schleifchen geschmückten Puschen ruhten reglos auf dem Schuhputzhocker, den Simon im Werkunterricht für sie gebaut hatte, und die schmuddelige, verfilzte Winnie, die die Wohnung mit ihrem Gestank verpestete, lag neben ihr auf dem Kissen. Wenn Scharfsinnigkeit und Unzufriedenheit nicht zwangsläufig Hand in Hand gehen, so habe ich das ganz bestimmt nicht von der alten Frau gelernt. Sie war chronisch unzufrieden. Kreindl zum Beispiel, auf den stets Verlass war, Kreindl, der die Kohlen nach oben schleppte, wenn Mama krank war, und der Kotzie anwies, uns Rezepte umsonst auszustellen, Kreindl nannte sie »diesen lausigen Ungarn« oder »diese ungarische Sau«. Kotzie nannte sie »den Bratapfel«; sie nannte Mrs. Kreindl »die hinterlistige Zicke«, Lubin »den Schustersohn«, den Zahnarzt »den Schlachter«,

den Schlachter »den Oberschisser«. Sie hasste den Zahnarzt, der mehrmals erfolglos versucht hatte, ihr die dritten Zähne einzusetzen. Sie warf ihm vor, ihr den Gaumen verbrannt zu haben, als er den Abdruck genommen hatte. Sie hatte versucht, seine Hände von ihrem Mund wegzureißen. Ich hatte es miterlebt: Der unerschütterliche, vierschrötige Dr. Wernick, der mit seinen kräftigen Unterarmen einen Bären in Schach hätte halten können, ging behutsam und entschlossen zugleich mit Oma um, war besorgt wegen ihrer erstickten Schreie und ließ sich stoisch von ihr kratzen. Es fiel mir nicht leicht, sie so herumzappeln zu sehen, und Dr. Wernick tat es leid, dass ich diesen Anblick ertragen musste, aber Simon oder ich mussten Oma immer als Adjutanten begleiten, egal, wohin sie ging. In diesem besonderen Fall brauchte sie einen Zeugen für Wernicks Grausamkeit und Stümperei und außerdem eine Schulter, auf die sie sich stützen konnte, wenn sie geschwächt nach Hause wankte. Schon im Alter von zehn Jahren war ich fast so groß wie sie und stark genug, um sie mit ihrem Federgewicht tragen zu können.

»Hast du gesehen, wie er mich um ein Haar mit seinen Pranken erstickt hätte?«, fragte sie. »Gott hat ihn eigentlich zum Schlachter bestimmt. Warum ist er Zahnarzt geworden? Seine Hände sind viel zu schwer. Bei einem Zahnarzt darf man die Hände nicht spüren, das ist das Entscheidende. Mit diesen Händen hätte er nie eine Erlaubnis zum Praktizieren bekommen dürfen. Aber seine Frau hat geschuffet wie ein Pferd, damit er die Universität besuchen und Zahnarzt werden konnte. Und deshalb bleibt mir nichts anderes übrig, als zu ihm zu gehen und mir die Kiefer verbrennen zu lassen.«

Der Rest der Familie musste zum Armenspital, ein Raum von den Ausmaßen einer Rüstkammer, der mit den zahllosen Zahnarztstühlen, den grünen Glasschalen mit Obstschliff, den insektenbeinartig aufragenden Zahnbohrmaschinen und den schwenkbaren Instrumentenplatten aus

Porzellan, auf denen Gasflammen flackerten, etwas Traumartiges hatte – ein gewitterschwüles Dunkel in der Harrison Street mit ihren Amtsgebäuden aus Kalkstein und den schwerfälligen roten Trambahnen mit den Gitterfenstern und Schienenräumen hinten und vorne, die königlichen Zwirbelbärten glichen. Die Bahnen schnauften und scheperten, und ihre Bremsen, verdeckt von Asche, Rauch und Präriestaub, kreischten im Schlammbraun der Winterachmittag oder im ausgedörrten Steinbraun der Sommertage. Sie hielten lange vor den Spitälern, um Klumpfüße, Krüppel, Bucklige, Krückenschwinger und Leute mit Leistenbruch, Augenleiden und Zahnschmerzen und allen möglichen anderen Gebrechen aussteigen zu lassen.

Bevor ich mit meiner Mutter loszog, um die Brille zu besorgen, wurde ich also von der alten Frau instruiert. Ich saß da und musste die Ohren spitzen. Weil es keine Panne geben durfte, war auch meine Mutter mit dabei. Ihr wurde eingeschärft, den Mund zu halten. »Und ja nicht vergessen, Rebecca«, wiederholte Oma ständig, »Augie beantwortet alle Fragen.« Mama war so gehorsam, dass sie nicht einmal Ja sagte, sondern nur dasaß, die langen Hände auf dem grünblau schimmernden Kleid gefaltet, das die alte Frau ihr für diese Gelegenheit ausgesucht hatte, ein Kleid von der Farbe einer Schweißfliege. Sie sah rosig und kerngesund aus. Keiner von uns hat diese wunderbare Gesichtsfarbe geerbt und auch nicht die Form ihrer Nase, deren Nüstern leicht nach oben gewölbt waren und ein Stück der Scheidewand entblößten. »Du hältst dich da raus. Wenn sie dir eine Frage stellen, siehst du Augie so an.« Und sie führte ganz genau vor, wie sich Mama zu mir umdrehen musste, allerdings ohne dabei ihr vornehmes Getue lassen zu können. »Sag nichts. Immer nur antworten, wenn man dich fragt«, schärfte sie mir ein. Meiner Mutter lag viel daran, dass ich mich getreulich an diese Worte hielt und der Sache gewachsen zeigte. Simon und ich waren Wunder oder Ausrutscher für sie, je nachdem; Georgie stand ihr näher,

war aber sozusagen das Unglück, das sie nach zwei unverdienten Erfolgen eingeholt hatte. »Augie, hör Oma gut zu. Pass auf, was sie sagt«, war das Einzige, was sie anzumerken wagte, bevor die alte Frau ihren Plan darlegte.

»Wenn man dich fragt: ›Wo steckt dein Vater?‹, antwortest du: ›Keine Ahnung, Miss.‹ Vergiss ja nicht, ›Miss‹ zu sagen, ganz egal, wie alt die Frau ist. Wenn sie wissen will, wann er sich das letzte Mal gemeldet hat, erzähl ihr, dass er zuletzt vor knapp zwei Jahren eine Geldanweisung aus Buffalo, New York, geschickt hat. Die Fürsorge darfst du nicht erwähnen. Kein Wort von der Fürsorge, kapiert? Kein einziges. Wenn sie dich fragt, wie hoch die Miete ist, sag ihr achtzehn Dollar. Wenn sie dich fragt, woher das Geld kommt, dann antworte, dass ihr Untermieter habt. Wie viele? Zwei Untermieter. Und nun sag mir, wie hoch die Miete ist.«

»Achtzehn Dollar.«

»Wie viele Untermieter?«

»Zwei.«

»Und wie viel bezahlen sie?«

»Welche Summe soll ich da nennen?«

»Acht Dollar pro Woche.«

»Acht Dollar.«

»Mit vierundsechzig Dollar im Monat könnt ihr euch keinen normalen Arzt leisten. Die Augentropfen haben mich allein schon fünf Dollar gekostet, und der Mann hat meine Augen verätzt. Und diese Brille ...« – sie tippte auf das Etui – »... hat mich fünfundzwanzig Dollar gekostet, zehn für das Gestell und fünfzehn für die Gläser.«

Nur bei solchen Gelegenheiten, wenn es gar nicht anders ging, wurde mein Vater erwähnt. Ich behauptete, dass ich mich an ihn erinnern konnte, doch Simon hielt das für unmöglich, und Simon hatte recht. Aber mir gefiel die Vorstellung.

»Er trug eine Uniform«, sagte ich. »Das weiß ich noch ganz genau. Er war Soldat.«